

8. Zusammenfassung der empirischen Befunde

Im Rahmen unserer *quantitativen* Erhebung ergaben sich substantielle Prävalenzraten insbesondere im Hinblick auf nicht-körperliche Übergriffe, also psychische Gewalt (Lebenszeit: 39,8 %; 12 Monate: 23,6 %) und Kontrollverhalten (Lebenszeit: 38,6 %; 12 Monate: 13,8 %). Körperliche Gewalt wurde nur etwas seltener berichtet (Lebenszeit: 29,8 %; 12 Monate: 13,8 %). Deutlich geringer fielen die Prävalenzen für sexuelle Gewalt (Lebenszeit: 5,4 %; 12 Monate: 3,4 %) sowie digitale Gewalt (Lebenszeit: 6,5 %; 12 Monate: 2,8 %) aus. Diese Raten bewegen sich auf etwa demselben Niveau wie aktuelle, methodisch vergleichbare Untersuchungen zu Partnerschaftsgewalt in Deutschland (Jud et al. 2023).

Eine genauere Analyse der Häufigkeitsangaben für jede Gewalthandlung bezogen auf das letzte Jahr zeigte, dass die Handlungen – wenn sie berichtet wurden – überwiegend nur selten erlebt wurden. Mit Abstand am häufigsten wurde die Antwortmöglichkeit 1–2mal im Jahr gewählt, mehrmals in der Woche oder sogar täglich wurde so gut wie nie gewählt. Nur eine äußerst kleine Anzahl der Teilnehmer scheint daher im letzten Jahr systematischer und regelmäßiger Gewalt ausgesetzt gewesen zu sein. Dies spricht dafür, dass ein Großteil der Gewalterfahrungen eher singulär und womöglich im Rahmen vereinzelter, eskalierter Konflikte stattfand, was an die *common couple violence* nach Johnson (2008) erinnert (vgl. Abschnitt 2.1.5). Gravierende Gewalthandlungen wurden zudem generell seltener berichtet als weniger gravierende.

Eine Analyse der *Viktimisierungsmuster* zeigt, dass Gewaltformen in der Lebenszeit relativ häufig gemeinsam auftreten. Nur eine Minderheit der Betroffenen (15,9 %) erlebte nur eine Gewaltform, gleichwohl die Kombination von vier oder sogar aller fünf Gewaltformen selten vorzukommen schien. Dabei zeigten sich keine spezifischen Muster, welche Gewaltformen besonders häufig miteinander auftraten, da sich insgesamt eine hohe Korrelation aller Gewaltformen miteinander ergab und die nur moderaten Korrelationen vermutlich auf die niedrige Fallzahl sexueller und digitaler Gewalt zurückzuführen sind.

Wie bereits in anderen aktuellen Untersuchungen zu Partnerschaftsgewalt fanden wir einen erheblichen *Victim-Offender-Overlap*. Die Prävalenzen eigener Täterschaft erwiesen sich als durchgehend auf substanziellem

Niveau, wenn auch zumeist niedriger als die der eigenen Betroffenheit (körperliche Gewalt: 18,9 %; psychische Gewalt: 33,4 %; Kontrollverhalten: 31,5 %; digitale Gewalt: 2,3 %). Einzige Ausnahme bildet die sexuelle Gewalt, bei der die Täterschaftsprävalenz mit 9,2 % die Prävalenz der Betroffenheit deutlich überstieg. Über ein Drittel der Befragten (39,5 %) waren sowohl jemals Täter als auch Opfer von Partnerschaftsgewalt. Opfer aber kein Täter waren lediglich 14,3 % und nur Täter aber kein Opfer waren 12,5 %. Zudem waren insgesamt drei von vier Betroffene (ca. 72 %) selbst mindestens einmal Täter gewesen, was sich über alle Gewaltformen hinweg mit nur kleinen Unterschieden zwischen manchen Formen verteilte (Raten zwischen 43 % und 59 %). Ausnahme war hier die digitale Gewalt, die nur sehr selten von Betroffenen als eigene Taten berichtet wurde. Auch dieses Befundmuster ist insgesamt vergleichbar mit einer aktuellen Untersuchung von Clemens et al. (2023) zum Victim-Offender-Overlap bei Partnerschaftsgewalt in Deutschland (vgl. Abschnitt 2.1.6). Mit Abstand am häufigsten kommt demnach die Kombination aus Täterschaft und eigener Betroffenheit vor, wobei auf der Basis der aktuellen Daten nicht erkennbar ist, ob sich beides in derselben Beziehung ereignete (vgl. Abschnitt 9).

Etwa zwei Drittel der betroffenen Männer berichteten, dass ihre Gewalterfahrungen *Folgen* für sie gehabt hätten, wobei körperliche Folgen deutlich seltener berichtet wurden als psychische und zumeist aus eher oberflächlichen Wunden bestanden. Die häufigsten psychischen Folgen waren Stress und Anspannung sowie Gefühle der Machtlosigkeit und Erniedrigung (jeweils zu mehr als 40 % genannt). Deutlich seltener, aber noch immer in relevanten Größenordnungen wurden gravierende Folgen wie Schlafstörungen oder Alpträume (18,7 %) und starke Angstgefühle (14,4 %) genannt. Am seltensten gaben Betroffene mit psychischen Folgen einen starken Wunsch nach Bestrafung der Täterin an (10,3 %). Nur 10 % der gewaltbetroffenen Männer gaben an, sich körperlich gewehrt zu haben; deutlich häufiger wurde eine verbale Gegenwehr und/oder eher vermeidende Reaktionen genannt. Langfristig folgte für etwa ein Drittel der gewaltbetroffenen Männer eine Trennung von der Partnerin; allerdings berichteten auch ein nennenswerter Anteil der Männer Anzeichen einer sozialen Isolation (Kontaktabbruch zu Freunden bzw. Familie: 10,4 % bzw. 3,8 %). Einziger *Copingstil*, der leicht negativ mit emotionalen Folgen zusammenhing, war Humor. Inwieweit Humor geringere emotionale Folgen begünstigte oder andersherum geringere Folgen eine humorvolle Reaktion erst ermöglichte, kann auf der Grundlage der vorliegenden Daten nicht festgestellt werden. Am

stärksten mit emotionalen Folgen assoziiert sind Verleugnung, Ablenkung und Selbstbeschuldigung.

Nur eine kleine Minderheit der gewaltbetroffenen Männer hatten aufgrund ihrer Erfahrungen *Kontakt zur Polizei oder zu Beratungsstellen* (7,9 %). Besonders selten war der Kontakt zur Polizei, den gerade 11 Männer berichteten, was etwa 2 % der gewaltbetroffenen Männer entspricht. Etwa dreimal so viele Männer (n=35; 7 %) hatten Kontakt zu einer Beratungsstelle. Die Erfahrungsberichte fielen insgesamt gemischt aus, wobei die Erfahrungen mit den Beratungsstellen positiver bewertet wurden. 82,4 % der Männer mit Beratungserfahrung würden anderen Männern in derselben Situation Kontakt zu Beratungsstellen empfehlen, für die Polizei gaben dies nur 45,5 % mit Polizeikontakt an. Der mit Abstand häufigste Grund für einen ausbleibenden Kontakt mit Polizei und/oder Beratungsstellen war, dass die Gewalt als „nicht so schlimm“ empfunden wurde (59 %). Ca. 30 % gaben an, sie hätten die Dinge selbst geregelt und 13,8 % (Polizei) bzw. 8,1 % berichteten, sie hätten die Partnerschaft oder die Familie nicht gefährden wollen. 5,4 % (Polizei) bzw. 2,8 % (Beratung) der Männer äußerten die Befürchtung, sie würden ihre Kinder nicht mehr sehen dürfen und 3,5 % (Polizei) bzw. 1,0 % (Beratung) fürchteten die Rache ihres*er Partner*in.

Als häufigster *Grund* für die Gewalt wurde Eifersucht genannt (31,9 %), dicht gefolgt von Konflikten die Gestaltung des Beziehungsalltags betreffend (fehlende gemeinsame Zeit: 27,5 %; Haushaltsführung: 27,1 %; Freizeitgestaltung: 24,5 %; Sexualität: 20,0 %; Finanzen: 19,5 %). Kinder wurden von 19,1 % als Grund für Gewaltausbrüche genannt, während Alkohol- und Drogenkonsum am seltensten angegeben wurden (9,8 % bzw. 8,7 %).

Im Hinblick auf relevante *Risikofaktoren* ergab sich, dass Gewalterfahrungen etwas häufiger von jüngeren Männern berichtet wurde, was Vorbefunde bestätigt (vgl. Abschnitt 2.1). Männer mit niedrigerem Bildungsabschluss waren zudem häufiger in der Schwerbelastetengruppe vertreten (vier oder fünf verschiedene Gewaltformen erlebt). Die gewaltbelasteten Beziehungen waren generell kürzer, wobei gewaltbetroffene Männer häufiger weniger Einkommen als ihre Partner*in erzielten als nicht gewaltbetroffene Männer. Diese eher soziodemografischen Unterschiede sind jedoch relativ zu betrachten. In keiner untersuchten Sub-Gruppe gingen die Prävalenzen erlebter Gewalt auch nur annähernd gegen null; Partnerschaftsgewalt scheint in der Breite der Bevölkerung vorzukommen. Deutlicher erschienen die Zusammenhänge zu Gewalterfahrungen in der Kindheit. Jede der Gewaltformen scheint häufiger berichtet zu werden, je häufiger verbale

und körperliche Gewalt in der Kindheit durch die Eltern selbst erlebt oder bei den Eltern beobachtet wurde. So berichteten z.B. 68 % der Männer, die in der Kindheit häufiger körperliche Gewalt durch die Eltern erlebten, von körperlichen Gewalterfahrungen in einer Partnerschaft. Ähnlich hoch war die Prävalenz für diejenigen Männer, die in ihrer Kindheit Gewalt zwischen den Eltern nur beobachtet hatten (58,2 %).

Im Rahmen der qualitativen Studie wurden 16 Interviews mit Männern geführt, die in einer aktuellen oder ehemaligen Partnerschaft Gewalt erlebt haben, darunter ein homosexueller Mann. Bezüglich der *Gewaltformen* lässt sich zusammenfassen, dass alle betroffenen Männer psychische Gewalt, 14 Interviewpartner körperliche Gewalt und drei Betroffene sexuelle Gewalt durch ihre Partner*innen erfahren haben. Typische Gewalterfahrungen für psychische Gewalt waren Abwertungen oder Erniedrigungen, Drohungen und Beleidigungen, Schuldzuweisungen, Ignorieren oder Leugnen von Bedürfnissen sowie ein Kontrollverhalten der Partner*innen, was häufig zu einer Isolation des sozialen Umfelds der betroffenen Männer führte. Im Zusammenhang von körperlicher Gewalt schilderten die Betroffenen physische Übergriffe und Angriffe sowie Drohungen oder Schläge mit Gegenständen. Die drei Interviewpartner, die sexuelle Gewalt erlebten, erzählten von versuchten sowie vollendeten Vergewaltigungen und einem sexuellen Übergriff, bei dem die Partnerin den Penis eines Betroffenen gegen seinen Willen ohne Kondom in sich einführte. Der *Ort der erlebten Gewalt* lag zumeist im Privaten, nur ein Betroffener erzählte von einem Vorfall körperlicher Gewalt in der Öffentlichkeit.

Eine Analyse der *Gewalt- und Beziehungsdynamik* zeigt, dass viele Interviewpartner die Anfangsphase der Beziehungen als harmonisch wahrgenommen haben, erst später kam es dann zu ersten kritisch wahrgenommenen Situationen sowie Vorfällen der Gewalt. Änderungen in der Gewaltdynamik, z.B. das vermehrte Auftreten der Gewalt oder zusätzlichen Gewaltformen sowie ihrer Intensität, wurden vor allem dann geschildert, wenn die Betroffenen mit ihren Partner*innen in eine gemeinsame Wohnung gezogen sind oder gemeinsame Kinder bekamen. Das Erleben der Gewalt gestaltete sich in den Erzählungen der betroffenen Männer als ein schleichender, schrittweise ansteigender Prozess, bei dem die Gewalt im Laufe der Beziehungen immer stärker und häufiger aufgetreten ist. Diese langsame und stetige Zunahme der Gewalt führte auch zu Gewöhnungs- und Normalisierungsprozessen bei den Betroffenen, infolge derer sich ihre eigenen Toleranzgrenzen, was als Gewalt oder übergriffiges Verhalten wahr-

genommen wird, immer mehr verschoben haben. Verbunden damit war für viele der Interviewpartner die Schwierigkeit, sich selbst als Opfer von Gewalt wahrzunehmen. In mehreren Fällen kann auch von einem Kreislauf der Gewalt gesprochen werden, bei dem sich harmonische Phasen mit Gewalteskalationen abwechselte und der es für die Betroffenen schwierig machte, die Beziehungen zu verlassen. Neben der *fehlenden Opferkenntnis* wurden als Gründe für ein Verbleiben in der Beziehung durch die Betroffenen vor allem den Wunsch nach einem Festhalten an der Beziehung oder dem Familienzusammenhalt genannt. Gemeinsame Kinder spielten für die betroffenen Männer auch nach der Trennung von ihren Partner*innen eine große Rolle, weil diese einen fortbestehenden Kontakt zu den Täter*innen notwendig machte und der Streit um Sorge- und Umgangsrecht häufig als sehr belastend wahrgenommen wurde. Viele betroffene Väter schilderten daher auch ein Gefühl der Diskriminierung, weil ihre Bedürfnisse als Opfer sowie ihre Rechte als Väter durch die zuständigen Behörden nicht gesehen worden seien.

Spezifische *Auslöser oder gewaltfördernde Faktoren* für die einzelnen Gewaltsituationen konnten nur selten durch die Interviewpartner genannt werden, stattdessen kam die Gewalt für viele Betroffene entweder unerwartet oder verblieb auf einem konstant hohen Niveau, sodass es keine konkreten Auslöser gebraucht habe. Fünf Interviewpartner stellten jedoch fest, dass ihre Partner*innen teilweise kritischen Alkohol- bzw. Drogenkonsum aufwiesen und dass die Intensität oder die Häufigkeit des Gewaltaufkommens durch den Konsum zugenommen habe. Eigene Gewalterfahrungen oder Gewalt zwischen den Eltern der Betroffenen schilderten diese nur selten, in einzelnen Beziehungen wussten die Interviewpartner jedoch definitiv von früheren Gewalterfahrungen ihrer Partner*innen. Häufiger wurden psychische Auffälligkeiten ihrer Partner*innen geschildert, in zwei Fällen erzählten die Interviewpartner von Depressionen ihrer Partner*innen infolge von Schwangerschaften, drei Partner*innen litten laut der betroffenen Männer unter einer Borderline-Persönlichkeitsstörung.

Bezüglich der *Folgen der Gewalterfahrungen* wurden sowohl psychische Folgen wie Angst- und Schamgefühle, Störungen des Selbstbildes, Depressionen und suizidale Tendenzen als auch körperliche Folgen wie Verletzungen oder körperliche Symptome, z.B. Schlafstörungen oder Panikattacken, durch die betroffenen Männer berichtet. In einzelnen Fällen schilderten die Betroffenen auch, dass sie sich Selbstverletzungen zugefügt haben. Viele erzählten zudem, dass sie die Gewalterfahrungen auch heute noch stark belasteten.

Der *Umgang mit den Gewalterfahrungen* unterschied sich teilweise deutlich zwischen den einzelnen Fällen, wobei vermehrt Flucht- und Schutzstrategien durch die Betroffenen beschrieben wurden. Nach anfänglichen Versuchen, die Partner*innen zu beruhigen, versuchten die betroffenen Männer der Situation zu entfliehen, z.B. indem sie die Wohnung verlassen haben. Einzelne Interviewpartner erzählten auch, dass sie sich gegen die körperliche Gewalt ihrer Partner*innen gewehrt hätten, indem sie z.B. versuchten, ihre Hände festzuhalten. Eigene Gewalthandlungen wurden nur durch einen Interviewpartner berichtet, einzelne Interviewpartner führten jedoch aus, ihre Partner*innen körperlich angegangen zu haben, um sich vor ihnen zu schützen oder zu flüchten.

Ein weiterer Umgang mit den Gewalterfahrungen war es, die *Polizei* zu verständigen. In elf Fällen kam es zu mindestens einem Polizeikontakt während der Beziehung, wobei sie in den meisten Fällen durch die Betroffenen selbst, vereinzelt auch infolge falscher Schuldzuweisungen durch die Partner*innen oder durch Dritte gerufen wurde. Die Erfahrungen mit der Polizei beschrieben die Interviewpartner sowohl positiv als auch negativ. Positive Erfahrungen wurden insbesondere dann geschildert, wenn die jeweiligen Beamt*innen die betroffenen Männer als Opfer wahrnahmen und ein sensibles Verhalten an den Tag legten. Negativ bewertet wurden solche Erfahrungen, bei denen bei denen sich die Betroffenen durch die Einsatzkräfte nicht als Opfer wahrgenommen oder aufgrund ihres männlichen Geschlechts vorverurteilt fühlten. In einzelnen Fällen wurde den Betroffenen durch die Polizist*innen auch nahegelegt, die Wohnung zu verlassen, in zwei Fällen wurden die Betroffenen sogar der Wohnung verwiesen. Dies wurde durch die betroffenen Interviewpartner als eine Art zweifacher Opferwerdung wahrgenommen. In mehreren Fällen, in denen sich die Interviewpartner infolge von Gewalterfahrungen an den polizeilichen Notruf wandten, bemängelten sie, sich durch die Beamt*innen am Telefon nicht als Opfer wahrgenommen gefühlt zu haben. Als Gründe, wieso sie die Polizei erst gar nicht gerufen haben, führten die Betroffenen eine fehlende Opfererkennung, frühere negative Erfahrungen mit der Polizei, die Angst vor einer Vorverurteilung als Täter sowie den Wunsch nach Erhalt des Familienzusammenhaltes an.

In sechs Fällen kam es zu *Anzeigen* durch die Betroffenen, wobei es bis zum Zeitpunkt des Interviews nur in zwei Fällen zu einem Strafbefehl bzw. einer Verurteilung der Täter*innen kam. In einem dieser Fälle betonte der Interviewpartner jedoch die positive Wirkung der Verurteilung, weil seine Partnerin zum ersten Mal Konsequenzen für ihr Handeln gespürt und sich

ihr Verhalten danach gebessert habe. Die betroffenen Männer, bei denen es zu einer Einstellung der Ermittlungen kam, bemängelten neben einem Vertrauensverlust in das Rechtssystem vor allem, dass fehlende negative Konsequenzen für die Täter*innen negative Effekte auf die Gewaltdynamik hatten, wenn sich die Partner*innen dadurch in ihrem Gewalthandeln bestätigt fühlten. Mehrere Betroffene berichteten zudem, dass sie sowohl während der Polizeieinsätze als auch im Rahmen der Gerichtsprozesse fälschlicherweise als Täter durch ihre Partner*innen beschuldigt wurden.

13 der 16 Interviewpartner erzählten, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews schon ein *Hilfs- oder Beratungsangebot* (z.B. psychotherapeutische Angebote, Selbsthilfegruppen, Opferhilfe oder ambulante Notfallangebote) in Anspruch genommen haben, wobei die Inanspruchnahme fast ausschließlich kurz vor bzw. nach Beendigung der Beziehung stattgefunden hat. Die Gründe für eine späte oder nicht-erfolgte Inanspruchnahme von Hilfsangeboten lag dabei einerseits in internen Hindernissen begründet, wie z.B. einem fehlenden Wissen über Angebote, einer fehlenden Opfererkennung, dem Wunsch nach Erhalt der Beziehung bzw. des Familienzusammenhalts, generelle Skepsis sowie Schamgefühle. Andererseits wurden auch externe Barrieren und Gründe wie ein fehlendes Angebot von Hilfs- und Beratungsangeboten sowie eine mangelnde Sensibilisierung bzw. Wissen bei Behörden und Institutionen (z.B. der Polizei, dem Jugendamt oder Ärzt*innen) genannt.

Zuletzt wurden die Interviewpartner nach ihren individuellen *Bedürfnissen* sowie generellen Wünschen für von Partnerschaftsgewalt betroffene Männer gefragt. Nahezu alle Interviewpartner äußerten das Bedürfnis eines generellen und stärkeren Bewusstseins in der Gesellschaft, dass auch Männer Opfer von Partnerschaftsgewalt werden. In diesem Zusammenhang wurde sich auch eine stärkere Öffentlichkeit des Themas (z.B. durch mediale Kampagnen) gewünscht, einerseits um das Bewusstsein innerhalb der Gesellschaft und andererseits auch die Bereitschaft von gewaltbetroffenen Männern, sich an Hilfs- und Beratungsangebote zu wenden, zu fördern. Häufig wünschten sich die Betroffenen auch mehr Hilfsangebote für gewaltbetroffene Männer, die niedrigschwellig gestaltet und auf die spezifischen Bedürfnisse von Männern zugeschnitten sind. Ein Interviewpartner bemängelte explizit, dass es insbesondere für Männer mit Kindern kaum Schutzangebote gebe. Zuletzt plädierten viele Interviewpartner auch für einen sensibleren Umgang von Behörden und Institutionen, die (auch) mit gewaltbetroffenen Männern Kontakt haben.

8. Zusammenfassung der empirischen Befunde

Im Hinblick auf unsere Sekundäranalyse des Niedersachsensurveys zu *Teen-Dating-Violence (TDV)* ist zusammenfassend festzuhalten, dass etwas mehr als die Hälfte der befragten männlichen Jugendlichen mit Beziehungserfahrung von TDV innerhalb eines zurückliegenden Jahres berichteten, wobei die betroffenen Jugendlichen in den meisten Fällen nur seltene Vorkommnisse angaben. Diese recht hohe Zahl geht maßgeblich auf die gemäß CADRI emotionale Gewalt und genauer auf Eifersuchtsauseinandersetzungen und Schuldzuweisungen zurück. Körperliche und sexuelle Gewalt wurden deutlich seltener mindestens einmal erlebt (~10 %). Die meisten Jugendlichen waren von wenigen Handlungen/Dimensionen betroffen. Im Vergleich zu den weiblichen Jugendlichen zeigte sich eine insgesamt häufigere Betroffenheit der Mädchen, welche insbesondere für sexuelle Gewalt hoch ausfiel.